



Univ.-Prof. Dr. Peter-André Alt

Den Gründungsmythos in eine Zukunftsidee verwandeln.

Rede zur Amtseinführung als Präsident der Freien Universität Berlin am 24.6.2010

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT!

Sehr geehrter Herr Senator! Sehr geehrter Herr Kuratoriumsvorsitzender! Liebe Kolleginnen und Kollegen, Kommilitoninnen und Kommilitonen, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Für das Amt eines Hochschulpräsidenten benötigt man ein gutes Verhältnis von Wirklichkeitssinn und prognostischer Kraft. Entscheidend ist dabei, so scheint mir, die Balance beider Vermögen, oder, anders ausgedrückt, die Vermeidung einseitiger Orientierung. Wer nur am Bestehenden hängt, wird nichts bewegen und im Bann des Status quo erstarren. Wer ausschließlich für übermorgen plant, hebt vom Boden der Realität ab und gerät in die Grauzonen weltferner Abstraktion. Ausgehend von diesen beiden Risikoszenarien, möchte ich in einigen Skizzen die Handlungsmöglichkeiten verdeutlichen, wie sie sich nach meinem Verständnis für die Freie Universität darstellen. Ich beginne mit einer historischen Ebene, nicht um mich in wohlfeilen Geschichtsbetrachtungen zu verlieren, sondern um eine angemessene Basis zu schaffen für die Analyse unserer aktuellen Aufgaben und den Entwurf eines Konzepts, das die Zukunft unserer Universität erfolgreich sichern und gestalten kann.

1. Die Gründungsgeschichte unserer Universität als Auftrag für die Zukunft

Die Anfänge der Freien Universität standen bekanntlich im Zeichen eines Autonomiepostulats, das politisch und wissenschaftlich zugleich angelegt war. Das Besondere ihrer Gründung beruhte darauf, dass sie nicht staatlich veranlaßt, durch Ministerialbürokratie oder Professorenschaft initiiert, sondern von jungen Studierenden mit fruchtbaren Ideen für eine neue Form akademischen Arbeitens ins Leben gerufen wurde. Orientiert an angloamerikanischen Campusmodellen, war die Freie Universität eine Hochschule, in der demokratische Partizipation, Dialogkultur und Gemeinschaftsgefühl maßgebliche Elemente einer selbstbewussten Institution bildeten. Als Körperschaft des öffentlichen Rechts war sie von Beginn an nicht dem Staat direkt, sondern ihrem Kuratorium als Aufsichtsorgan unterstellt - ein seinerzeit revolutionäres juristisches Modell, das sich bis heute bewährt. Der Aufbau des Dahlemer Campus hob sich mit seiner Villenstruktur programmatisch von den Repräsentationsgebäuden der Lindenuniversität ab. Er schuf zunächst Verhältnisse, die, wie sich der Gründungsstudent und spätere Professor für Religionswissenschaft Klaus Heinrich erinnert, "die Frühzeit der Wissenschaft" aufleben ließen, weil man unter räumlich extrem engen Bedingungen eine große Verdichtung der Institute mit unmittelbarer Nachbarschaft natur- und geisteswissenschaftlicher Einrichtungen herstellen musste.

"Wo eine Villa ist, da ist auch ein Weg" - so lautete das Motto der frühen Jahre. Heutzutage hat es keinen programmatischen Charakter mehr, denn die Fachbereiche sind gewachsen, und Villen helfen kaum, ihren Raumbedürfnissen zu entsprechen. Aber noch immer zeigt sich die Campusarchitektur vorsätzlich unpathetisch, in ihren Neubauten sachlich-neusachlich oder funktional-modern, transparent und ohne jene Repräsentationswucht, mit der die Traditionsuniversitäten des 19. Jahrhunderts sich ausgestattet haben.

Neben studentischer Gründungsaktivität und symbolischer Topographie existierten weitere singuläre Entwicklungs- und Strukturelemente: eine internationale Förderung und Kooperation von Beginn an, die starke Einbeziehung von Auslandsaktivitäten in das akademische Tagesgeschäft, die Überwindung der Fächergrenzen in neuen Einrichtungen - zum Beispiel der Deutschen Hochschule für Politik (später Otto-Suhr-Institut) oder dem von Ernst Fraenkel gegründeten Institut für Nordamerika-Studien -, *ein Studium generale* (angeboten etwa vom Publizisten Emil Dovifat), eine hierarchiefreie Lehre in universitärer Gemeinschaft, die sich gezielt abhob von den versteinerten Zügen der alten Ordinariuniversität, und eine nüchterne Form der Selbstdarstellung, im Gegenzug zu den pompösen Festlichkeiten, mit denen Traditionshochschulen sich damals feierten. Ihre Talare haben die Professoren der Freien Universität übrigens letztmals im historischen Sommer 1967 getragen; danach wurden sie in der Asservatenkammer eingemottet.

Die Freie Universität vertrat in ihren frühen Jahren den Anspruch auf Autonomie selbstbewusst, engagiert, wo nötig kämpferisch. Sie förderte eine junge, dynamische Wissenschaft, die sich durch nationale, soziale oder ideologische Mauern nicht einschränken ließ. Das Überschreiten von Disziplinengrenzen gehörte ebenso wie methodische Originalität zu den Merkmalen der hier betriebenen Forschung. Der Wissenschaftsstandort Dahlem bildete einen modernen, weltoffenen Campus, der, als deutsches Oxford konzipiert Anfang des 20. Jahrhunderts die Forschungsinstitute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft beheimatete und ideale Rahmenbedingungen für eine enge Verknüpfung von Forschung und Lehre schuf. Das schloss ein, dass man den akademischen Unterricht als gemeinsame Aufgabe definierte, deren qualitative Umsetzung nur in geteilter Verantwortung durch Lehrende und Studierende gleichermaßen gewährleistet werden konnte.

Begreift man die Beschreibung des Beginns unserer Universität nicht als simple Bestandsaufnahme, sondern als Verpflichtung, die sich aus der Geschichte einer ungewöhnlichen Gründung ableitet, dann gelangt man von der Vergangenheitsbetrachtung direkt auf die Ebene der Antizipation wünschenswerter Prozesse. Denn es ist nicht so, dass die programmatischen Qualitäten des Gründungsmythos in unserer universitären Jetztzeit handfeste Realität wären. Diese Diskrepanz ist typisch: Anfangsmythen erzählen Geschichten von idealen Gesellschaften, Wissenskulturen oder Identitätsschöpfungen, die insofern normativ

wirken, als sie den Wunsch nach Verstetigung der in ihnen versprochenen Möglichkeiten wecken. Ihre spätere Umsetzung scheidet nicht selten an den simplen Größenverhältnissen. Adam und Eva waren im Paradies zu zweit, die Zahl der Erstsemester der Freien Universität belief sich 1948 auf 2.140. Was für diese kleine Gruppe funktionierte - die Erreichung von Betreuungsstandards, wie sie an englischen Spitzenuniversitäten üblich sind -, schafft man bei 32.000 Studierenden heute nicht ohne weiteres, zumal sich die Zahl des Lehrpersonals in den letzten 60 Jahren nur vervierfacht, die Zahl der Immatrikulierten aber um das 15fache erhöht hat.

Dennoch beleuchtet der, wie ich es nennen möchte, produktive Gründungsmythos Werte, die für unser Handeln an dieser Hochschule leitend sein sollten. Beginnen wir mit dem Ort: Der Forschungscampus Dahlem muss konsequent in seiner historisch gewachsenen Gesamtheit gesehen werden, also als Wissenschaftsraum, der durch die Freie Universität ebenso wie durch die vier hier angesiedelten Max-Planck-Institute für Wissenschaftsgeschichte, Bildungsforschung, Molekulargenetik und Physik als Nachfolgereinrichtungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft konstituiert wird. Insgesamt forschen hier, auf einem überschaubaren Areal mit einem Radius von 1,5 Kilometern, das sich von der Grunewaldstraße bis zur Garystraße erstreckt, 3.400 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (darunter 2.400 Mitglieder der Freien Universität). Unser Ziel muss es sein, mit den vier Max-Planck-Instituten in Dahlem, die derzeit über 200 Projekte betreiben, zu einer engen Forschungsk Kooperation beim Aufbau gemeinsamer Nachwuchsgruppen zu kommen. Gelingt uns das, dann hätten wir auf dem hiesigen Campus einen eindrucksvollen Standort von internationaler Ausstrahlungskraft etabliert.

Forschungsinnovation wird heute durch transdisziplinäre Formen der Projektarbeit geschaffen. Diese Formen überschreiten die konventionellen Fachgrenzen und bewältigen soziale, wirtschaftliche, ökologische, medizinische und kulturelle Herausforderungen durch ein Set von ineinandergeblendeten Analyseverfahren und Untersuchungstechniken. Unsere aktuellen Großschwerpunkte in den Bereichen der Emotionsforschung, der Geoarchäologie, der Nanowissenschaft, der molekularen Pflanzenwissenschaften und der Regionalstudien dokumentieren das zur Genüge. Die zukünftige Leistungskraft der Freien Universität wird auch davon abhängen, wie stark die bisher bestehenden Formen der Zusammenarbeit auf diesen Feldern intensiviert und in das von mir vorgeschlagene Modell eines gelebten Forschungscampus Dahlem eingebracht werden.

Notwendigerweise ist die außeruniversitäre Kooperation um weitere Partner zu ergänzen. Unser Anspruch sollte es dabei sein, auch für eine verstärkte Integration anwendungsbezogener Forschung in die Grundlagenforschung zu sorgen. Das wird gelingen, wenn wir unsere Projekte auf naturwissenschaftlichem, medizinischem und sozialwissenschaftlichem Gebiet gemeinsam mit den Fraunhofer Instituten, der Helmholtz Gemeinschaft und der Bundesanstalt für Materialforschung planen. Ich lade

alle genannten Partner ein, mit uns zusammen den Genius Loci, die technischen und räumlichen Vorzüge unseres Standorts zu nutzen, damit wir das starke Potential der Berliner Wissenschaftslandschaft ausschöpfen können. Es versteht sich, dass wir zu diesem Zweck auch auf eine zunehmend engere Kooperation mit der Humboldt Universität und der Technischen Universität setzen werden. Die ersten Arbeitskontakte mit meinen Kollegen Marksches und Steinbach machen mich zuversichtlich, dass uns das glücken wird.

Wer von den Anfängen unserer Universität spricht und über die Zukunft nachdenkt, gerät zweitens an das Stichwort 'Forschungsnachwuchs'. Die studentisch gegründete Freie Universität sollte uns das Muster sein für eine Planung, die ihre Energien auf die Förderung des Nachwuchses richtet. Ich habe daher empfohlen, die Entwicklung eines sogenannten Karrierewege-Modells ins Zentrum unserer Großvorhaben für das kommende Jahrzehnt zu stellen. Deutsche Universitäten leiden unter einem strukturellen Schwachpunkt, der sie um Innovationsmöglichkeiten und Wissenschaftspotentiale betrügt. Sie bilden Doktoranden auf höchstem Niveau aus, verlieren aber die besten in der Postdoc-Phase an amerikanische, britische oder Schweizer Spitzenhochschulen. Wenn es uns an der Freien Universität gelänge, den wirklich kreativen und innovativen Nachwuchs im Rahmen von bi- oder trilateralen Forschergruppen zu fördern, für einige Jahre ins Ausland zu schicken, dann aber mit Überbrückungsstipendien auf eine Professur vorzubereiten und zu berufen, so wäre dieser Schwachpunkt behoben.

Zum Gründungsmythos der Freien Universität gehört ein akademisches Leben, das Lehre als Gemeinschaftsaufgabe kultiviert. Das ist ein Auftrag für die Gegenwart in doppelter Hinsicht: Wir müssen durch ein flexibles System neu einzurichtender Stiftungsprofessuren, Seniorprofessuren und Juniorprofessuren, nicht zuletzt durch vorgezogene Neuberufungen, die Betreuungsverhältnisse verbessern; und wir müssen die Aufwertung der Lehre als Teil einer Aufgabe für das kommende Jahrzehnt begreifen. Aufwertung bedeutet wieder zweierlei: Wir sollten diejenigen belohnen, die in der Lehre Vorzügliches leisten - durch Preise und öffentliche Anerkennung, aber auch durch persönliche Mittel für die Verbesserung ihres eigenen Arbeitsbereichs. Und wir haben die Pflicht, den Nachwuchs nicht nur für die Forschung, sondern zugleich auf eine qualifizierte Lehrtätigkeit vorzubereiten.

In Berufungsangelegenheiten gehen deutsche Universitäten von einer Fiktion aus - von der Annahme, dass, wer durch Forschung herausragt, auch ein glänzender akademischer Lehrer sei. Überprüft werden Publikationen, wissenschaftliche Kontakte, Drittmittelerfolge, aber nicht die didaktischen Qualifikationen. Schlimmer noch: Es existieren keine Maßstäbe, sie zu definieren. Für beides - Bestimmung von Normen für pädagogische Leistung und Überprüfung ihrer Effekte - hat zu sorgen, wer eine Universität heute leitet. Mit schematischen Zielformeln für Qualitätsmanagement hat das wenig zu tun; mehr schon mit einer produktiven Diskussion dessen, was Lehre

leisten soll und wie ihre Ziele kreativ zu erreichen sind. Ich möchte daher einen Prozess der internen Debatte über dieses Thema in Gang setzen, der sich auf den intellektuellen Austausch der Lehrenden selbst stützt. Solange die Mitglieder einer Universität sich in Sitzungen über curriculare Verlaufspläne, Module und Credit Points, nicht aber über Fragen der Motivation, des Unterrichtsgesprächs, der Labordidaktik oder der Vorlesungsstrukturierung verständigen, bleibt noch viel zu tun. Eine neue Kultur der Lehre zu etablieren, sind wir an der Freien Universität unserer Gründungsgeschichte und ihren kreativen pädagogischen Entwürfen schuldig.

2. Das Leitbild der Freien Universität als Handlungskonzept

Nicht nur im Entstehungsmythos, sondern auch im Wappen der Freien Universität steckt ein altes Versprechen. Veritas - Iustitia - Libertas: die drei Begriffe, die das Siegel rahmen, spiegeln Werte, die das Ethos unserer Universität bestimmen sollten. Sie sind nicht deskriptiv, vielmehr normativ, das heißt: sie entwerfen einen impliziten Handlungsauftrag, einen Horizont des Sollens. Man muss sie keineswegs in eine gegenwärtige Sprache überführen, um ihre aktuelle Botschaft zu erkennen. Veritas - Iustitia - Libertas werden wir daher gewiss nicht durch das Motto "Effizienz - Exzellenz - Engagement" ersetzen, auch wenn sich die Assonanzen dabei passabel machen. Ich gehe die drei alten Leitbegriffe ohne Übertragungszwang im einzelnen durch, weil sie jenseits formelhafter Beliebigkeit ihr eigenes - sehr modernes - Programm bergen.

Wahrheit

Veritas bezeichnet das höchste Ziel von Forschung und Lehre, wie sie an der Freien Universität betrieben werden. Die Verpflichtung auf Wahrheit bedeutet im modernen Sinn, der wissenschaftlichen Tätigkeit ein klares Erkenntnisinteresse vorzuzeichnen und sie vor der Gefahr der Beliebigkeit zu schützen. Im Anspruch auf Wahrheit findet die Wissenschaft ihr intellektuelles Selbstverständnis, ihre methodische Nachhaltigkeit und ihre innere Dynamik.

Der Philosoph Schelling erklärt im Rahmen seiner erstmals 1803 in Jena gehaltenen "Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums": "Die gewöhnliche Ansicht von Universitäten ist: 'sie sollen dem Staat seine Diener bilden zu vollkommenen Werkzeugen seiner Absichten.' Diese Werkzeuge sollen doch aber ohne Zweifel durch Wissenschaft gebildet werden. Will man also jenen Zweck der Bildung, so muss man auch die Wissenschaft wollen. Die Wissenschaft aber hört als Wissenschaft auf, sobald sie zum bloßen Mittel herabgesetzt und nicht zugleich um ihrer selbst willen gefördert wird. Um ihrer selbst willen wird sie aber sicher nicht gefördert, wenn Ideen z.B. aus dem Grund zurückgewiesen werden, weil sie keinen Nutzen für das gemeine Leben haben, von keiner praktischen Anwendung, keines Gebrauchs in der Erfahrung fähig sind." Das hier umrissene Gebot, die Wissenschaft nicht zum bloßen Instrument zu degradieren, sollte auch heute mehr als ein Topos für Festreden sein. Es gilt noch im

21. Jahrhundert, weil es Bedingung für einen wissenschaftlichen Wahrheitsbegriff ist, ohne den moderne Forschung nicht auskommt.

Wahrheit und Nutzen schließen sich dabei nicht aus. Selbstverständlich hat die heutige Forschung in allen möglichen Kontexten nützlich zu sein - im Sinne von therapeutischen, technischen, beschleunigenden oder verständnisweiternden Wirkungen. Dem gemäß besitzt auch geisteswissenschaftliche Forschung als Beitrag zur historischen Gedächtnisbildung einen nützlichen Charakter. Und sei es nur dadurch, dass sie Zweifel an der Eindeutigkeit und Kohärenz unserer Realität stiftet und zur Skepsis gegenüber der bloß scheinbaren Geschlossenheit rationaler oder pragmatischer Formen der Sinnorganisation einlädt. Die Wahrheit der Wissenschaft lässt sich nicht auf ein theoretisches Modell vermeintlicher Zweckferne reduzieren - das wäre kaum mehr zeitgemäß. Ihre Wahrheit ist eine teleologische Bedingung jeglicher Erkenntnis, das Ziel einer Denkbewegung, die vom Prinzip der Neugierde ausgeht, wie es Hans Blumenberg als Treibsatz der europäischen Aufklärung beschrieben hat. Noch in der Frühen Neuzeit hat man solche Neugierde als Teufelszeug verdammt; die totalitären Gesellschaften des 20. Jahrhunderts wiederum unterdrückten den Impuls nach Wahrheitssuche durch ideologische Ausgrenzung, Verfolgung, Aussperrung. Die Gründer unserer Universität schufen 1948 in Dahlem einen wissenschaftlichen Raum, der Platz für Vorurteilsfreiheit und Neugierde ließ. Das ist so geblieben und beeinflusst bis heute die intellektuelle Physiognomie der Freien Universität. Müsste ich sie charakterisieren, so würde ich ihre innere Dynamik und ihre Skepsis gegenüber hergebracht Normativem als ein wesentliches Merkmal ihres institutionellen Profils bezeichnen. Diese Qualitäten machen mir Mut auf dem gemeinsamen Weg in die Zukunft.

Gerechtigkeit

Iustitia bietet als zweiter Begriff unseres Wappens eine Ergänzung der ersten Kategorie. Gerechtigkeit meint die soziale Verankerung von Forschung und Lehre, ihre Ausrichtung an einem allgemein anerkannten Wertekanon im Zeichen persönlicher Verpflichtung und gesellschaftlicher Verantwortung. Nicht zuletzt steht der Begriff für eine akademische Ausbildung, die jenseits von Fragen des Standes und des Geschlechts, der Nation, des Glaubens oder der ethnischen Herkunft jungen Menschen aus aller Welt verfügbar gemacht wird.

In konkreter Umsetzung impliziert der Begriff Gerechtigkeit zwei Konsequenzen, die für unsere Universität Programmcharakter haben müssen: Zugangsgerechtigkeit und Teilhabegerechtigkeit. Was besagt das? Zugangsgerechtigkeit verweist auf den Anspruch, junge Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft ohne Gebühren an dieser Universität studieren zu lassen. Im weiteren Sinne ist an das Prinzip der Geschlechtergerechtigkeit zu denken, das die Freie Universität früher als andere deutsche Hochschulen zu einer Leitlinie bei der Ausbildung und im Prozess ihrer wissenschaftlichen Selbstergänzung erhoben hat. Das zweite Muster - Teilhabegerechtigkeit - ergibt sich selbstverständlich aus einer Gründungsgeschichte,

die studentisch veranlasst und geprägt war. Es schloss eine für deutsche Verhältnisse bis dato unbekannt Form der Mitwirkung an Gremienarbeit ein, die heute durch unsere Teilgrundordnung sichergestellt wird - durch ein deutschlandweit singuläres Modell, das der Gruppe der Studierenden in sämtlichen Kommissionen zu Fragen von Lehre und Studium einen fünfzigprozentigen Stimmenanteil verschafft. Teilhabegerechtigkeit bedeutete zweitens das Prinzip der Subsidiarität, das in den frühen Jahren der Freien Universität durch das Tutorienmodell, wiederum nach angloamerikanischem Vorbild, umgesetzt wurde. In den Zeiten unserer notorisch unterausgestatteten Massenuniversität möchte ich dieses Prinzip gern auf eine neue Stufe heben. Studierende des dritten und vierten Semesters sollen Anfänger für drei Monate betreuen, anleiten und mit Rat und Tat bei Lernprozessen unterstützen. Sie erhalten dafür im Gegenzug Leistungspunkte für den Bereich der Allgemeinen Berufsvorbereitung, der im Bachelorstudium heutzutage ein Sechstel des Gesamtstudiums ausmacht. Die Etablierung eines derartigen Mentorierungsgefüges wäre ein weiterer Schritt von Dahlem nach Oxford, in Zeiten, in denen das Wünschen allein nicht mehr hilft.

Freiheit

Libertas - Freiheit - benennt als dritte und letzte Leitkategorie die allgemeine Voraussetzung, die erfüllt sein muss, damit Forschung und Lehre erfolgreich sein können. Einzig dort, wo Wissenschaft unabhängig von äußeren Eingriffen - durch Staat, Kirche oder Gesellschaft - ihre Ziele und ihre Aufgaben selbst bestimmt, vermag sie ihrem Anspruch auf Erkenntnis gerecht zu werden. Das setzt wiederum eine Vorurteilsfreiheit des Denkens voraus, die nur durch die Verbindung der Disziplinen und ein sensibles historisches Bewusstsein entstehen kann. Sehr treffend ist diese Bedingung im folgenden Zitat umrissen: "Einer, der nur Zeitungen liest und wenn's hoch geht, Bücher zeitgenössischer Autoren, kommt mir vor wie ein hochgradig Kurzsichtiger, der es verschmäht, Augengläser zu tragen. Er ist abhängig von den Vorurteilen und Moden seiner Zeit, denn er bekommt nichts anderes zu sehen und zu hören. Und was einer selbständig denkt ohne Anlehnen an das Denken und Erleben anderer, ist auch im besten Falle ziemlich ärmlich und monoton."

Diese klaren Sätze stehen in einer Publikation aus dem Jahr 1929. Sie stammen nicht, wie man vermuten mag, von einem Geisteswissenschaftler, sondern von Albert Einstein. Auch er war übrigens ein Mitglied des Dahlemer Campus; 1914 wohnte er nur wenige Meter von hier in der Ehrenbergstraße 33, in deren unmittelbarer Nähe - am Faradayweg - das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie lag, an dem er forschte. Für Einstein gilt, dem zitierten Diktum zufolge, als Wissen nur, was in der geistig unabhängigen Auseinandersetzung mit dem "Denken und Erleben anderer" gewonnen wird. Damit Wissen sich in solcher Autonomie entwickeln kann, bedarf es eines freiheitsermöglichenden Gutes, das ebenso teuer wie selten ist: eines hinreichenden Quantums an Zeit. Zeit ist die vermutlich kostbarste Ressource, aus der

Ausbildung und Forschung gespeist wird. Die bewusste Nutzung von Zeit bedeutet für wissenschaftliche Praxis auch den Luxus, zu alten, noch immer unerledigten Fragen zurückkehren zu dürfen, um an ihnen neue Perspektiven der Fächer zu entwickeln; bedeutet die Chance zum Erproben von Unkonventionellem, Riskantem, Überraschendem. Eine herausragende Universität muss ihren Forscherinnen und Forschern genau dafür Spielräume zur Verfügung stellen. Sie sollte darauf vertrauen, dass die Freiheit zu Versuch und Irrtum nicht missbraucht, sondern in den Dienst einer zukunftsorientierten Wissenschaft gestellt wird. Erneut ist hier an zentrale Elemente unseres Gründungsgedankens zu erinnern, der Forschung durch Freiheitssicherung ermöglichen möchte. Das wirklich Exzellente verantwortet sich selbst!

3. Schluss

So bedeutsam die drei Leitbegriffe unserer Universität für sich genommen sind, so wesentlich ist, das zeigt sich abschließend, ihr Miteinander. Wahrheit ohne Freiheit wird zum starren Dogma; Gerechtigkeit ohne Wahrheit zur leeren Norm; Freiheit ohne Gerechtigkeit zum unverbindlichen Spiel. Erst dort, wo Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit sich als Werte wechselseitig ergänzen, beleuchten sie die intellektuelle Verantwortung, der Forschung und Lehre verpflichtet bleiben müssen. Der einzelne Begriff entwickelt nur in der Koexistenz mit den beiden anderen seine ganze Kraft; mehr noch: ohne die beiden anderen droht ihm das Risiko der Austrocknung, Vereinseitigung, Monotonie - die Eiswüste der Abstraktion und des Sterilen. So wird das Motto selbst zu einer Art Allegorie - verzeihen Sie dem Philologen in mir diese kleine Volte -, zu einem Sinnbild für das, was eine Universität ist und sein muss: ein Ort für intellektuelle Gemeinschaft, für offenen Diskurs und produktiven Streit im ambitionierten Austausch der Gedanken. So wie Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit nur über ihr Zusammenspiel zur vollen Evidenz finden können, entfalten wir als Mitglieder dieser Universität allein in der Kooperation unsere Möglichkeiten. Die Freie Universität hat sich dem hier sichtbar werdenden Zweitsinn ihres Mottos nicht immer würdig gezeigt. Sie kannte und kennt Zeiten des wechselseitigen Misstrauens und Verdachts, Perioden der Ignoranz, Indifferenz und Egomane, der ideologischen oder pragmatischen Rücksichtslosigkeit. Ihre unterschiedlichen Statusgruppen haben sich keineswegs immer als Teil der wissenschaftlichen *communitas* begriffen, sondern sich zuweilen heftig bekämpft, ausgegrenzt und denunziert. Unsere Gründungsgeschichte verlangt auch, dass wir solche Phasen hinter uns lassen und der Dialogerwartung, die unser Motto reflektiert, gerecht werden.

Meine Damen und Herrn, "die Öffentlichkeit ist herausgefordert, sich mit der Lage an ihren Universitäten ernsthafter zu beschäftigen und dort nicht nur Tumulte zu beklagen, wo mitverantwortete Notstände herrschen." Dieser Appell stammt nicht von mir. Er stammt von dem Präsidenten, der die Freie Universität leitete, als ich an ihr im Oktober 1979 immatrikuliert wurde: Eberhard Lämmert. Die zitierte Situationseinschätzung wurde im Herbst 1976 formuliert und ist bezogen auf die

Diskussion über Studienzeitverkürzung und verstärkte Praxisbezüge im akademischen Unterricht. Manchmal hilft es zu wissen, dass die, die einem vorangingen, ähnliche Problemlasten zu bewältigen hatten wie man selbst. Historische Parallelen sollten aber nicht zu der Einschätzung führen, dass sich Geschichte ständig wiederhole. Das hätte den Effekt der Lähmung und wäre kontraproduktiv. Im Gegenteil muss die Kenntnis von Analogien uns zukunftsfähig machen, nämlich mit der Überzeugung ausstatten, dass das Unerledigte der Vergangenheit einen Auftrag zum Bessermachen, zum Weiterkommen enthält. Das verlangt auch, dass wir uns von den gesellschafts- und hochschulpolitischen Entwicklungen des 21. Jahrhunderts nicht treiben lassen, sondern versuchen, Antworten zu finden, noch ehe die Fragen gestellt werden. Den Weg in die kommenden Dekaden wird die Freie Universität nur dann erfolgreich einschlagen können, wenn es ihr gelingt, durch autonome Gestaltung, gemeinschaftliche Anstrengung, verantwortungsvollen Umgang mit öffentlichen Mitteln, wechselseitigen Respekt ihrer Mitglieder und Mut zur Erweiterung ihrer institutionellen Grenzen ihre alte Gründungsidee vom verklärten Mythos in eine Zukunftsgarantie zu verwandeln.

Man soll planen ohne abzuheben, so hatte ich eingangs geraten. Wissenschaft ist die Aktivierung des Möglichkeitssinns, ein Arbeiten mit Optionen, Experimenten und Modellen. Niklas Luhmann, einer der Nüchternsten unter den großen Meisterdenkern der Moderne, beschrieb diese Qualität mit dem ihm eigenen Understatement so: Wissenschaft habe den Anspruch zu zeigen, dass fast alles, 'was in der Welt ist, auch anders möglich ist'. Dieser Satz, ich gestehe es, war in der Vergangenheit häufig mein persönlicher Kompass bei Versuchen der Verortung dessen, was Theorie leisten kann. Sein programmatisches Gewicht liegt darin, dass er Pragmatismus und Möglichkeitssinn verbindet. Pragmatisch ist er, weil er das Ziel jeder wissenschaftlichen Praxis mit großer Einfachheit und Evidenz formuliert, ohne sich auf abstrakte Prämissen einzulassen; möglichkeitsorientiert ist er, weil er das Gegebene als prinzipiell veränderlich ausweist.

Lassen Sie uns in solchem Sinne gemeinsam für die Freie Universität arbeiten - pragmatisch im Blick auf das Machbare, möglichkeitsoffen im Blick auf eine couragiert zu gestaltende Zukunft. Denn allein in dieser Spannung siedelt sich an, was Wissenschaft antreibt. Wenn wir uns mit ihr bewegen, können wir nicht verloren gehen, sondern nur Erfolg haben.
